

(Nachdruck verboten.)

4) Sein Freund.

Erzählung von Wilhelm Senftleben.

Seit dem Abend, an dem sich Heinrich eine plötzliche Vertraulichkeit gegen Lene erlaubt, hatte sich diese reserviert gegen ihn verhalten. Ihrem Manne hatte sie freilich nichts davon erzählt. Wozu auch? Sollte sie ihn mürrisch und mißgestimmt machen? Denn das könnte er werden, wenn er auch sonst schwer zu erregen, dachte sie sich. Und was konnte dann weiter werden? Lene empfand jetzt ganz wohl, wie die kleine Mehreinnahme durch das Vermieten der Kammer den Wohlstand im Haushalt doch etwas gefördert hatte. Uebrigens, war die Zärtlichkeit von der andren Seite denn vielleicht gar so ernst gemeint? Lene bemühte sich, leichter darüber zu denken. Sie bewahrte ja ferner ihre ernstere Haltung gegenüber Heinrich, doch sah sie ihn schon wieder mit freieren Augen an. Sie vermutete auch eine tiefere Freundschaft zwischen diesem und ihrem Mann, die es nicht zu weiteren Annäherungen kommen lassen würde.

Heinrich räkelte sich jetzt. Er stand auf, ging ein paar-mal das Zimmer auf und ab — das that er ganz wie Altmann; die Freundschaft mit jenem schien ihm zu gestatten, sich hier wie ein zweiter Hausherr zu bewegen. Lene sah von der Seite auf ihn hin. Sie merkte wohl, daß er ihr etwas zu sagen hatte, denn auch er warf hin und wieder einen raschen Blick auf sie. Nun, lange brauchte sie auch nicht darauf zu warten, Heinrich war ein Mensch von raschen Entschlüssen.

„Frau Altmann!“ Er blieb vor ihr stehen und dampfte, daß der Rauch ihr ordentlich in die Kehle drang und sie zum Husten reizte.

„Nun . . . und . . . haben Sie ein Anliegen?“

„Ja“, pflichtete er nach kurzer, überlegender Pause heraus. „Um's rund heraus zu sagen; ich kann heut' nicht das ganze Postgeld abladen.“

Darüber erschraf Frau Lene doch. Das hätte sie am wenigsten erwartet. Seit Heinrich bei ihnen eingezogen, war er ein solider Mensch gewesen. Er schien die kurzen, üblen Bemerkungen, die Altmann flüchtig zu seiner Frau geäußert, Lügen strafen zu wollen. Und, daß sie's nur gestand, sie hatte an ihm einen rechten Gefallen gehabt. Wenn sie auch den Eindruck, den er als Mann, als hübscher, redseliger Bursche, der er war, von sich tapfer abwehrte, so spürte sie doch manchmal ein eigentümlich beklemmendes Gefühl in seiner Nähe. Saß er in keinem Familienkreis ihr so recht nah, und seine Blicke braunten auf sie hernieder, bei Erzählung einer seiner vielen Herzensgeschichten, so war sie in einem Bann, dem sie sich auf Augenblicke hingab, der sich aber löste, sobald sie mit ihrem Mann erst wieder allein war. Dessen Gutmütigkeit rührte sie, und sie sagte sich im stillen nur: einen Vorwurf brauchst Du Dir wegen Deiner Sympathie für Heinrich nicht zu machen; 's ist ein Mann, der alle Wochen sein Geld pünktlich entrichtet, der sich in respektvollen Grenzen hält — also einer von denen, die Achtung verdienen. Als jener Abend kam, wo er sich eine Freiheit herausnahm, da slog ihr wohl auch ein anderer Gedanke durch's Hirn, aber sie hätte ihm dies eine Mal sein arges Thun verziehen; es war doch wohl nur eine übermüthige Laune von ihm gewesen, die sollte nicht wieder vorkommen.

Das heutige Anliegen Heinrichs rührte andre Gedanken in Lene auf. Sollte er plötzlich auf eine schiefe Bahn gleiten, fragte sie sich. Was hat er vor? Er hat doch sein Geld so gut verdient, wie mein Mann, in dieser Woche und in allen andern; und Altmann, das wußte sie, würde seine Pflicht gegenüber dem Haushalt vor allen Dingen erfüllen. Dem ging die Pflicht übers Vergnügen. Heinrich war dazu trotz aller Freundschaft ihnen doch kein so Nahstehender, um solches Entgegenkommen verlangen zu können.

Die Gedanken der Hausfrau, die nichts aus dem Gleichgewicht kommen lassen will, regten sich in Lene. In dieses Einmen vertieft, stand sie eine ganze Weile stumm, und

Heinrich wußte nicht recht, was er aus dem stillen Weibe machen sollte.

Doch bald war er wieder couragiert. Mit vielem Eifer und etwas mittheilerregendem Ton fing er plötzlich an, auf Lene einzureden: Wie er gegen etliche Kollegen verschiedenerlei Verpfichtungen gehabt, wie er sich etwas Bässe anschaffen wolle und dergleichen mehr. Er wußte zum Schluß wohl selbst nicht mehr, wo's ihm überall während seiner Rede gezwickt und gezwackt; nur das wußte er, es hatte gewirkt, denn Lene sagte:

„Na, wenn's denn nich anders is, so wollen wir's diesmal ansteh'n lassen.“

Heinrich war nämlich zum Schluß noch kühner geworden; er wollte heute gar nichts bezahlen. Jetzt sagte er vergeblich nach Lenes Hand; sie glaubte keine Veranlassung zu haben, sie ihm zu reichen.

„Aber . . . Altmann nichts sagen! Nein?“

Lene schüttelte den Kopf. Das wär' ihr auch so recht, ihrem Mann mit jeder Sache zu kommen und ihm unnötige Gedanken zu machen!

Als Heinrich weg war, fiels ihr doch schwer aufs Herz. Das war nun schon die zweite Heimlichkeit, die sie vor ihrem Mann in betreff Heinrichs hatte. Wars wohl gut so? Nun, daß sie nichts von der zärtlichen Annäherung verraten, war gewiß gut, sagte sie sich. Vielleicht hätte es ihrem Mann doch unnötige Kopfschmerzen verursacht. Aber in dieser Sache, das war eine Geldfrage! Ach, sie hatte nun einmal ihr Wort gegeben und vor der nächsten Woche brauchte sie ja das Geld nicht. Lene war aber an diesem Abend ganz ärgerlich über sich.

Und diese Nacht geschah es, daß Heinrich zum erstenmal nicht nach Hause kam. Als er am nächsten Vormittag ins Zimmer stolperte, ging Lene hinaus, sie wollte das nicht mit ansehen. Es ging ihr durch den Kopf: Deswegen also? — Altmann brachte den Müden ins Bett.

4.

Einige Wochen sind vergangen und an den Tag, an dem Heinrich „so schwer“ war, denkt Lene schon wieder ruhiger zurück. Hatte er doch angefangen, seine Schulden zu begleichen und ihr bereits die Hälfte des Geldes bezahlt. Ja, seltsam, Lene dachte gar manchmal, daß Heinrich sich über irgend etwas bei ihr geärgert haben könnte und deshalb die böse Nacht gekommen sei, denn ihr Mann hatte ihn doch nicht gekränkt.

Anderer, schwerere Sorgen hatten sich eingestellt.

Eines Abends kam Altmann nach Hause und sagte zu Lene: „Wenn sie morgen nicht bewilligen, dann lassen wir die Arbeit liegen.“

Er zwang sich, so ruhig zu sprechen, wie immer, und es glückte ihm auch. Nur seine Augen sahen, etwas verschleiert, wie gebannt ins Leere, als wollten sie erforschen, was dann kommen würde.

„Was nicht bewilligen?“ Lene frag es nach gerammer Weile.

Da sah sie Altmann groß an und erwiderte: „Nu, worüber wir schon gesprochen haben — Du weißt doch . . .“

Als Lene still blieb und ebenso still das Essen aufstrug, ohne wie sonst die Dürftigkeit des Essens zu entschuldigen, oder auch mit vielversprechendem, appetiterregendem Lächeln zu sagen: „Heute giebt's aber mal was Feines!“ Da wandte sich Altmann ärgerlich ab. Er ging ans Fenster, klopfte mit der Faust aufs Fensterbrett, trat dann an den Tisch heran, um sich vor seinen Suppennapf zu setzen, kehrte aber wieder um und ging mit seinem langen, schweren Schritt ein paar Mal die Stube auf und ab.

Das war Lene an ihrem Mann nicht gewohnt. Sie ängstigte sich zwar nicht, da seine Gutmütigkeit erregte Scenen ansahlos, aber bekommen wurde es ihr doch zu Mut, und so sagte sie:

„Aber, Mann, was hast Du denn? Wegen dieser Sache, da laß' doch 's Essen nicht kalt werden!“ Und als Altmann noch zögerte, fuhr sie fort: „Seß Dich und is!“

Altmann setzte sich nun auch, und es schmeckte ihm. Lene sah es mit Zufriedenheit. Nach harter Arbeit ist der Hunger eben das stärkste Gefühl.

Als Altmann auch die letzten Reste von den Tellern heruntergekracht, lächelte Lene ihn mit ihrem lieben, still-bergnügten Gesicht an: „Das hat wohl geschmeckt?“

Solches Gesicht sah Altmann gern. Es wurde ihm wieder warm ums Herz. Mit seiner arbeitsgroben Hand tätschelte der junge Chemann nach seinem Frauchen hinüber.

Das sah Lene als ein gutes Zeichen für ein vernünftiges Wort an, das sie glaubte, in folgendem auszusprechen:

„Sieh' mal, mein Schatz, wegen solcher Sache, wegen solch' ein paar Pfennigen — da mein' ich wirst Du mir doch recht geben?“ — und sie sah ihren Mann dabei fragend an — „da lohn't sich doch wirklich nich, aufzuhören . . .“

Altmann überwand diesmal seinen Ärger und sagte, seine Frau zu überzeugen, die Sache besser an. Er sprach von den stets höher werdenden Mieten, er hielt ihr vor, wie sie sich doch selbst darüber beklagte, daß beim Kaufmann, beim Grüntrahändler, ja überall alles stets teurer würde und darum war's gerechtfertigt. Ja, es wär' eine Pflicht, ihm, seiner Familie und den andren Arbeitern gegenüber, die teilweise doch so viel Kinder hätten, daß die Frau wegen der Masse Föhren gar nichts mitverdienen könnte.

Lene machte einen Einwand. Da wurde Altmann wieder ärgerlich. Schon daß er sich nicht so ausdrücken konnte, wie's ihm ums Herz war, daß er stochte, zögerte, ärgerte ihn gewaltig. Und nun wiederum das Dreinsprechen von seiner Frau. War die denn gar nicht zu belehren?

„Du bist 'ne dumme Gans!“ plägte er heraus.

Da machte Lene ein fürchtbar böses Gesicht und ging hinaus.

„Weißbolk!“ brummte Altmann und schlug auf den Tisch, daß die Teller klapperten. „Gleich is se tüdtsch!“ Er war es auch.

An diesem Abend erklang nur noch Ernas Stimme in dem kleinen Zimmer laut und lebhaft wie sonst. Aber da auf ihre Fragen nur kurze Antworten erfolgten, wurde auch sie bald still.

Die Zeit zum Schlafengehen war herangerückt, als die Hausthür aufgestoßen wurde.

„Ah, da kommt Heinrich noch!“ sagte Altmann vor sich hin. Er zog sich seine schon heruntergestreiften Hosen wieder an.

Lene, die noch angekleidet war, dachte sich: Na, was hat er denn mit dem noch zu besprechen? Laut sagte sie: „Der kommt ja heut so spät.“

Altmann wunderte sich, daß seine Frau wieder was sagte. Ehe er jedoch antworten konnte, trat Heinrich schon herein.

Um nach seiner Kammer zu gelangen, mußte Heinrich stets durch das Schlaf- und Wohnzimmer der Altmannschen Eheleute gehen. Da Lene dies gewierte, hatte sie sich einen bunten Kattunvorhang vor ihr Bett gezogen.

„Na, der hat ja einen unter der Krone!“ flüsterte sie, als sie Heinrich in vollem Sturm hereintreten sah.

„Was sagt'r denn nu dazu?“ sprach dieser und dabei rechte sich seine hohe Gestalt noch höher, sodaß der Hut an die niedrige Decke stieß.

Und nun wurde es in dem bis jetzt so ruhigen Zimmer laut. Das wettete gegen die widerpenstigen Köpfe der Meister, die alles nur in ihren großen Sack füllen möchten, und schimpfte auf die beschränkten Schädel der Kollegen, die gar nicht recht wußten, was los und was zu thun sei.

„Na, ich denke doch, wir werden alle an einem Strick zieh'n!“ warf Altmann mit einem etwas mißtrauischen Blick auf Heinrich ein. Ihm konnte das Gewetter und Geschimpfe nicht behagen, er hätte lieber ruhig mit ihm ein paar Worte über die ernste Sache gesprochen.

„Auf mich kannst Du Dich verlassen — ich bin sicher! Und wenn ich noch welche aus dem Dreck mit rausziehen soll!“ Heinrichs Stimme klang hierbei gar überzeugend und pathetisch. Er erfaßte Lenes Hand und zog sie ein paar Schritt die Stube hin, als wenn er sie aus etwas herausziehen sollte.

Dann begann er seiner Siegeszuversicht in langer Rede Ausdruck zu geben. Nur ein paar Tage könnte es dauern, dann wäre alles erreicht. Das klang Lenes Ohren hoffnungsvoll. Und wenn ihr auch Heinrich heute nicht besonders imponierte, so wußte er, indem er ganz geschickt nur die günstigen Momente hervorhob, doch besänftigender auf sie einzutwirken, als ihr Mann mit seiner ernststen Auffassung von der ganzen Sache.

Und als Heinrich nach seiner Kammer hinübergewandert und Lene allein war mit ihrem Manne, zog sie ihn in ihre

Arme und gab ihrer neugeborenen Ueberzeugung in den Worten Ausdruck: „Es wird ja nich so schlimm werden.“

Das, worüber diesen Abend in der Altmannschen Wohnung gesprochen worden, war andern Tags eine Thatsache.

Die am Straßenbau beschäftigten Arbeiter ließen vom Mittag ab die fleißigen Hände ruhen. Verhandlungen am Vormittag mit den Arbeitgebern hatten sich zerkschlagen. Schrofne Zurückweisung hatte eine Gärung unter den Arbeitern hervorgerufen, die zur sofortigen Einstellung ihrer Thätigkeit führte. Und alle handelten sie in voller Einmütigkeit. Das gab der Sache, die sie vertraten, einen großen Zug. Die Berechtigung dessen, was sie von ihren Wünschen in engbegrenzte Forderungen festgelegt, markierte sich dadurch auch den Fernstehenden.

Altmann war von der Arbeitsstätte gleich nach Hause gegangen. Seiner Frau war dies ja kein plötzliches Erscheinen, doch geriet sie immerhin ein wenig in Aufregung, die sich aber bald wieder legte. Die Versicherung Altmanns, daß sie alle eins in ihrer Ansicht seien, alle einundzwanzig Mann, die bei der dortigen Arbeit beschäftigt gewesen, und jedenfalls auch die Kollegen an den anderen Stellen, beruhigte sie. Wo viele für etwas einstehen, muß es doch auch erreicht werden, sagte sich selbst ihr zaghafter Eim.

Altmann schnitt sich ein Stück Brot ab und kante daran. Er hatte aber keinen Appetit. Seinen guten Rock zog er sich an und sagte zu Lene:

„Heut komm' ich wohl etwas spät nach Hause. Ich muß zur Versammlung.“

Lene wunderte sich, daß ihr Mann so gar nicht besorgt aussah. Das ernste Gesicht schien ihr, wenn auch keine heitere, doch eine mehr wichtige Miene aufgesteckt zu haben. Jedenfalls erschien ihm das ganze Vorkommnis als ein außerordentliches, aber kein außerordentlich schlimmes.

(Fortsetzung folgt.)

Grabe.

(Zu seinem hundertsten Geburtstag: 11. Dezember 1901.)

In Detmold als der Sohn eines Zuchtansverwalters wurde Christian Dietrich Grabe geboren. „Meine Wiege.“ so erzählt der unglückliche Dichter, „stand im Zuchtans des Orts, und zwar in Zimmern, über und neben denen sich die Zellen der Verbrecher erstreckten, und in welche man erst gelangte, wenn man an Schilts wachen und mit eisernen Stangen verriegelten Thüren vorbeigegangen war. Da ich ein schwächlicher Knabe war, so ließ man mir in allem den freiesten Willen. So bildete sich in mir ein Ueberfluß von bunten Lämmen, bizarren Einfällen, plöglächsten Sprüngen aus dem Hundertsten ins Tausendste, denen der freieste Spielraum geboten war. Die früheste Kinderwelt schante ich in dem einjannigen Hause nur von fern“. Auch die Jugendjahre standen unter keinem freundlicheren Stern. Die dummdreiste Ueberhebung, der der Zuchtmeisterjohn draußen so oft begegnete, ließen Haß, Zorn und Mißtrauen früh in seiner Seele sich festsetzen. Sein Wesen schwante zwischen Schüchternheit und einer wunderlichen Großmannsucht. Mächtig regte sich, von außen her noch durch den damals herrschenden romantischen Zeitgeschmack begünstigt, der eingeborene Phantasietrieb. Er lebte ein heimliches Leben in einer fremden Handwelt. Das Seltsame, Abenteuerliche, das Zerissene und Zronische, ebenso wie das Große und Pathetische wirkte auf die unendlich sensible Knabenseele mit gleicher Magie. Den Helden und Originalen, von denen er laß, so erzählt er, habe er es als Schüler schon gleichthun wollen. So sei er der Reihe nach ein Hamlet, ein Falstaff, ein Faust, ein Don Juan (in der Einbildung) gewesen. Hier in der Welt der Träume war seine Laune unumschränkter Herr, hier konnte er, was er im Augenblick aufgedaut, im Augenblick stürzen, und mit Windesflügeln alle gewaltsamsten Extreme und Kontraste durchheilen. Und das Bedürfnis nach einem solchen sprunghaft schnellen Wechsel stärkter Emotionen lag tief in seiner Natur begründet.

Diese flackernde Unruhe, die ihm das äußere Leben mit seiner festgefühten Ordnung, mit der eintönigen Reihe kleiner und kleinster Forderungen doppelt unerträglich erscheinen lassen mußte, ist weder der Mann, noch der Dichter später los geworden. Die Flamme seiner Dichtung war ein Wiederzucken des wilden Feuers, das in seinem Herzen verheerend brannte. Jede Särante dünkte ihm unerträgliche Vergehwaltung. So wurde er, nach des befreundeten Immermanns treffendem Wort, „der seltsamste, bizarrste, launenhafteste, künstle Dichter, den die deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Sein Geist ist riesenhaft, aber ihm fehlt das Maß. Er erscheint wie ein Gigant, der den Himmel stürmen will, aber er geht darüber zu Grunde. Er hat die Kraft, aber ihm fehlt die Einsicht. Alles wird bei ihm Ueberfülle. Soll ein leiser Regen

träufeln, so wird es ein überhärmendes Sturmwetter. Denkt er ein Säufeln zu erregen, so tritt ein Orkan ein."

Die Neigung zu alkoholischen Exzessen, die gleichfalls schon in den Schuljahren verhängnisvoll hervortrat und seine ohnehin schwache Gesundheit vor der Zeit völlig untergrub, wird, wie sie jenen unruhigen phantastischen Gang und die bizarre Laune immer mehr verstärkte, zu einem guten Teil in eben diesen Zügen der Grabbeschen Natur ihren Grund gehabt haben. Der Becher war ein Mittel, dem schleppenden Gange der nüchternen Alltagslichkeit zu entfliehen, ein Schlüssel zu neuen Emotionen, wenn die Phantasie in ihrem Spiel erlahmte. Sein Wig, durch diese Reize angestachelt, entlud sich in grotesken Einfällen und beifenden Sarkasmen. Aber der flüchtigen Belebung folgte schon auf der Unübersicht dann regelmäßig um so tiefere Niedergeschlagenheit. "In meiner Seele," so schildert er sich selbst, "war alles zerfallen, sprunghaft, unbeständig. Ich sahste mich stets aufgeregt, oft um den Himmel zu stürmen, oft um in das Nichts zu versinken. Mein abgepannter Körper konnte nur durch neue Genüsse zu neuen Schwingungen gereizt werden."

Gleich das Erschlängewort, das Trauerspiel „Der Herzog von Goltland“, noch auf dem Detmolder Gymnasium begonnen und in dem Treiben der Berliner Studienzeit zu Ende geführt, zeigt jene eigentümliche Mischung des Grandiosen und Fragenhaften, die für die Grabbesche Phantasie so charakteristisch erachtet. Es ist ein wildes blutriesendes Stück, welches das elementarische Wüten einer blinden Nachsicht zum Gegenstande hat, läßt, aber formlos und aller dramatischen Regeln spottend. Ein Hymnus auf die regellose Kraft und zugleich ein emporer Aufschrei des Weltesels: „Der Mensch trägt Adler in dem Haupte, und sticht mit seinen Füßen tief in Not. Wer war so toll, daß er ihn schuf? Wer wirfste aus Eiseshöfen und aus Löwenzähnen ihn zusammen? Was ist toller als das Leben? Was ist toller als die Welt? Allmächt'ger Wahnsinn ist's, der sie erschaffen hat. . . Wahnsinn? Nein! So gräßlich wäre Wahnsinn nicht. . .“ Die Sprache strotzt von großartigen Bildern aber auch von leeren, sich überhörenden Hyperbeln, so daß der Eindruck des Erhabenen hier und dort unwillkürlich ins Komische umschlägt.

Aus jener Zeit stammt auch ein „Lustspiel“, das einzige, das wir von Grabbe besitzen. Es nennt sich, schon im Titel seltsam: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Das Werkchen, so durchaus es der eigensten Natur Grabbes entspricht, ist unverkennbar zugleich auch unter dem anregenden Einfluß jener romantischen Theorie entstanden, nach welcher der Poet seine souveräne Freiheit dem Stoffe gegenüber darin zu offensivem habe, daß er mit den eigenen Erzeugnissen seiner Phantasie ironisch spiele und die Illusionen, die er geschaffen, selbst immer wieder auflöse. Das war eine Freiheit, ganz nach dem Sinne Grabbes, da konnte er seiner springenden Laune völlig frei die Fügeln schießen lassen. Seine Komödie ist das wunderbarste, mutwillig alles von unten nach oben umkehrende Phantasiespiel — eine Perestroika auf Schmeißer, Naturwissenschaftler, auf das Genietreiben, auf die Liebe, auf den Teufel, auf die Wasserjuppen der damaligen Litteratur und schließlich auf den Dichter selbst. Der Teufel, den seine Großmutter bei einem großen Neimenachen in der Hölle auf die Erde heraufgeschickt hat, wird hier halb erstoren von ein paar Naturforscher aufgefunden, giebt sich als Kanonikus aus, fadelt boshafte Intriguen bei einer Liebesaffaire ein, wird von einem verrückten Schmeißer eingefangen und endlich auf Intervention seiner besorgten Großmutter in Freiheit gesetzt. Jeder Zusammenhang, der sich anzuhäufeln scheint, wird sofort wieder abgerissen. Das Ganze stellt sich als eine bunte, los angeinandergefädelt Reihe burlesker Einfälle dar, die aber in eben dieser formlosen Ungebundenheit das lebhafteste Bild von der Eigenart des Grabbeschen Witzes geben, wie er widersprechtend, höhnisch, nichts verdaunend, im Kreise der Begabten sich zu entfalten pflegte. Die Komödie wirkt wie eine halb geniale, halb verdröbete Improvisation, der es vor allem um ein Verblüffen philisterhaft verständiger Zuhörersekten zu thun ist. Hier nur eine Stilprobe. Zum Schluß, als nach Verabschiedung des Teufels, ein mächtiges Gelage anheben soll, steht der Schmeißer durchs Fenster und meldet den Dichter in höchst-eigener Person: „O, so schlage der Henker darein. Kommt mir der Kerl noch so spät in der Nacht durch den Wald, um uns den Punsch aussaufen zu helfen! Das ist der vermaledeite Grabbe, oder, wie man ihn eigentlich nennen sollte, die zwerghafte Krabbe, der Verfasser dieses Stücks. Er ist so dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht. . .“

Von dem Komödienschertz wandte er sich dann unmittelbar wieder dem großzügigeren Trauerspiel, als seinem eigentlichem Element, zu. Der Gegensatz der Charaktere und der Kampf von Sulla und Marius lodte ihn zu dramatischer Gestaltung. Das läßt gedachte Wert ist leider ein Torso geblieben.

Natürlich zog ihn die trodene Jurisprudenz die er studieren sollte, herzlich wenig an. Er dachte Schauspielers zu werden oder eine dramaturgische Stellung — etwa bei Lied in Dresden — zu erhalten; Pläne, die sich aber schnell zerklühten. Schließlich ging er in seine Vaterstadt zurück, absolvierte dort die Prüfungen und erhielt in dem kleinen Residenzstädtchen das Amt eines Auditeurs. Und um das Glend voll zu machen, verliebte er sich in die Tochter eines alten Fremdes und wußte die Heirat, allen Einwendungen zum Trotz, durchzusetzen. Die Ehe war, wie es bei Grabbes Temperament und seinem Lebens-

gewohnheiten nicht anders sein konnte, äußerst unglücklich. Seine Amtsführung — was sollte eine Natur wie Grabbe in dem engen militärischen Käfig? — ließ selbstverständlich auch zu Wünschen übrig. Die parodistische Laune, mit der er, ganz im Stil seiner Komödie, den hohen Amtsgeschäften, oft bei einem Glase Rum und in wunderbarstem Kostüm, oblag, konnte ihn nach oben hin nur wenig empfehlen. Schließlich, durch Tadel gereizt, erbat und erhielt er seinen Abschied. Er trennte sich nunmehr von seiner Frau und verlief Detmold. Inmitten, der berühmte Schriftsteller und Leiter des Düsseldorf'schen Theaters, lud ihn ein und nahm sich in der ersten Zeit sehr warm des kranken, mit aller Welt zerfallenen Mannes an. Bald traten auch hier, da Zimmermann den Ton der Grabbeschen Schauspielkritiken übernahm, Zerwürfnisse ein. Ein Freund schickte dem Mittellosen Reisegeld, um nach Detmold zurückzukehren. Grabbes Weiden hatte sich zu unheilbarer Rückenmarkschwindsucht ausgebildet. Er wünschte, daß der Tod seinem elenden Leben, das er so oft freiwillig hatte von sich werfen wollen, nunmehr bald ein Ende bereiten würde. Auf Drängen von Freunden nahm den Gebrochener die Frau auf; aber herzlos ließ sie bis zur letzten Stunde ihn den Groll, mit dem sie seiner gedachte, fällen. Schreckliche Szenen zwischen ihr und Grabbes alter Mutter, die den Sohn noch einmal sehen wollte, spielten sich dicht vor dem Sterbebette ab. So schied Grabbe von der Welt; am 17. September 1836 hatte er ausgerungen. Fünfunddreißig Lebensjahre — mehr hat das Schicksal der Entwicklung dieses wunderbaren, rastlosen Geistes nicht gegönnt.

In der Zeit seines Detmolder Aufenthalts entstanden in rascher Reihenfolge zwei Hohenstaufen-Dramen und dann seine beiden berühmtesten Werke: „Don Juan und Faust“ und „Napoleon oder die hundert Tage“. Sein letztes, schon in Angesicht des nahen Todes geschrieben, war „Hannibal“ und „Die Hermannschlacht“. Allen gemeinsam ist der Zug ins Große und Weite, aber auch das Formlos-Zerfließende in dem Aufbau der Handlung und der Szenenführung. Den Gipfel Grabbescher Dramatik bezeichnet unzweifelhaft „Napoleon“. „Don Juan und Faust“ kann sich mit dieser durch und durch originalen Schöpfung nicht im entferntesten messen. Mit einer erstaunlichen Fülle nachbildender Phantasie sucht Grabbe hier den Zufall einer mächtigen, eben erst geschlossenen Geschichtsepöche auszubilden. Im Fluge reißt sich Bild an Bild. In die Straßen und auf die Plätze von Paris führt uns der Dichter. Napoleonische Grenadiere, die der Wiederkehr des verbannten Kaisers sehnsüchtig entgegenharren, Aristokraten des ancien régime, Herren der Hofgesellschaft, Jakobiner, Anarchisten, Advokaten usw. — alles zieht in bunt bewegtem Gewimmel, redend und handelnd, an uns vorüber. Dann öffnen sich die Tuilerien, die Gemächer des armenigen Ludwig XVIII. Er zeigt den Kriegsrat des restaurierten Königthums und dann an Elsas Strand den einsamen großen Verbannten. Der Kaiser lehrt zurück. Wir sehen ihn, wie sein despotisches Genie von neuem die Fügeln der Regierung ergreift, im alten Königspalast und auf dem Marsfeld, wo er mit feierlichem Pomp die neue Konstitution beschwört, und inmitten seiner Grenadiere unter dem Kanonendonner von Waterloo. Endlich das Kriegslager der Verbündeten, Blücher, Gneisenau, Wellington, das tagelange Ringen und die Wechselfälle der Schlacht! Es ist ein Werk, ganz einzigartig und unvergleichlich, dessen Kühheit, trotz aller inneren Verfahrenheit, trotz aller Willkür und Willkürverherrlichung noch immer Bewunderung und Staunen erregt. So wie er sich hier mitren Bliden darstellt, so hat ihn Freiligrath in seinen prächtigen Strophen: „Grabbes Tod“ gefeiert.

Kleines Feuilleton.

er. Auf der Suche. Mit einer Miene dumpfer Resignation legten sie das Zeitungsblatt zurück: nichts darin.

Die Frau nahm ihre Nadelarbeit wieder auf, sie nähte aber nicht, sie that nur so, mit schenen Blicken musterte sie den Mann, der im Zimmer auf und nieder ging: „Du wirst ja schon wieder Arbeit finden, gräm' Dich doch nur nicht!“

„Ja, ja.“
„Vorläufig hab ich ja noch 'n paar Groschen von dem Geld für Deinen Ueberzieher, und wenn's schlimm kommt, verkaufen wir Mathias Bett; dann muß sie mit Lieschen zusammenschlafen.“

„Und wenn das alle ist: den Schrank. Nicht wahr?“ Seine Stimme zitterte vor Hohn.

„Das werden wir ja doch nicht brauchen, Du wirst doch inzwischen was finden.“ Sie zog den Faden durch die Arbeit. „Das in Moabit ist, glaube ich, auch nichts.“

„Woabit?“ Er hielt in seiner Wanderung inne. „Ach so, wo Arbeitslose Erwerb finden sollen? Unfinn. Verkauf eines gangbaren Artikels? Jawohl, die Gangbarkeit kennt man.“ Er lachte höhnisch.

„Es ist auch so weit raus und bei dem Wetter.“ Die Frau seufzte: „Nein, geh nur gar nicht erst hin.“

Er antwortete nicht. Aufgelos schritt er von neuem auf und ab; dann blieb er plötzlich stehen: „Versuchen könnte man es doch am Ende mal, was meinst Du? Ihre träuben Augen leuchteten auf:

„Ja, wenn Du denkst, ich möchte ja auch, so eine kleine Anstalt . . . und eigentlich mit dem Weg verläufst Du ja nichts!“

„Vielleicht giebt es auch was Festes.“ Er machte sich schon zum Ausgehen fertig. Nachfragen werde ich auf alle Fälle.“

„Du könntest ja auch eine Strecke fahren,“ sie kramte in ihrem Portemonnaie, „n Groschen haben wir schon noch übrig.“

„Aee, laß man!“ Er wehrte ab, dann nahm er ihn doch: „Na gib her, rausreichen kann der uns schließlich auch nicht, und vielleicht finde ich etwas für mich.“

„Wenn's doch man der Fall sein möchte!“ Sie sah ihm nach, wie er unten über den Hof ging; sie stand noch so, die Stirn an die Scheiben gepreßt, als er schon lange verschwunden war; erst nach einer ganzen Weile kehrte sie an ihre Arbeit zurück.

Er ging unterdessen durch die Stadt. Es war ein weiter Weg vom Andreasplatz nach der Wilsnaderstraße; er überlegte einen Moment, ob er nicht fahren sollte; den Groschen hatte er ja in der Tasche, aber nur, da er ihn ausgeben sollte, that ihm der Groschen leid. Ein Groschen, das gab schon vier Schrippen oder sechs Salzkrumen, und die Kinder aßen Salzkrumen so gern, besonders wenn sie mit Butter geschmiert waren. Ob sie in diesem Jahr noch einmal Salzkrumen mit Butter würden essen können? Er seufzte. Wenn's doch nur was sein möchte! Er wiederholte die Worte seiner Frau. Sechs Wochen ohne Arbeit, das ist ein Loch. Und nun war Weihnachten vor der Thür. Er streifte mit einem halben Blick die Schaufenster: überall Weihnachtsbäumen, Puppen und Spielzeug, Naumbegang, Gold-Lametta, Christbaumsterne. . . Ja darauf hieß es also verzichten für dieses Jahr. Na wer weiß; auch vielleicht nicht. — Er warf den Kopf zurück: nein, wenn auch sonst nichts, den Baum sollten die Kinder haben, und wenn er sich einen erbettelte! Und den Groschen den verfuhr er nicht! Nein! Für den Groschen kaufte er Buntpapier und heute abend klebte er Ketten. Das war dann wenigstens ein Anfang für Weihnachten. Würden die Kinder sich freuen! Er wurde beinahe selber lustig. Nein, die Frau hatte recht; nur nicht verzagen! Es würde schon alles wieder ins Geleise kommen; und der „gangbare Artikel“ konnte ja wirklich gangbar sein! Das sollte aber dann ein Weihnachten werden!

Es wurde ihm ordentlich warm bei dem Gedanken. Er beschleunigte seine Schritte.

Und so hatte er denn Moabit erreicht und bog in die Wilsnaderstraße ein. Nummer sechzehn sollte es sein. Er musterte das Haus: ein eleganter Neubau, gar nicht von dem Eindrud, als ob man hier „gangbare Artikel“ feil halten könnte. Aber doch neben der Hausthür hing ein Schild: C. Werner I. stand darauf; das sah nach Geschäft aus; na, wer weiß, was es war. Jetzt da er am Ziel stand, schlug seine frohe Stimmung jäh wieder um; mit zagenden Schritten stieg er die Treppe empor.

Ein elegantes Comptoir mit breitem Schreibtisch und bequemem Lehnsessel; der kleine dicke Herr, der darin saß, krochte von Brillanten und richtete sich auf, als die Thür ging. Mit einem langen Blick musterte er den Eintretenden: „Was wollen Sie?“

„Ich — ich komme wegen der Annonce.“

„Ach so!“ Der kleine Dicke sprang auf: „Ja, bitte, kommen Sie nur näher! ohne Arbeit? Was? Oh, oh! Das ist sehr schlimm, aber warten Sie nur, Sie sollen Verdienst haben, sehr guten Verdienst. Ich habe etwas für Sie, gerade für Sie paßt es ausgezeichnet, Sie werden ein Bombengeschäft machen, passen Sie auf! Jeden Tag haben Sie drei Mark.“

„Ich habe schon sechs Wochen keinen Verdienst.“ Er sagte es leiser, ihm schwindelte fast. „Wenn das wirklich etwas wäre! O Gott, o Gott, wenn das wirklich etwas wäre!“

Der kleine Dicke überreichte sich fast: „Es ist ein prachtvoller Artikel, ein Lieferungsartikel ist es, Sie bekommen von jedem Exemplar die fünf ersten Nummern; wenn Sie die verkauft haben, gehört das Geld Ihnen. Sie verkaufen für zwanzig Mark die Woche, wenn Sie tüchtig sind.“

„Ja, aber, was — wie?“

Der Dicke ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Ein gutes Werk ist es, ein frommes Werk, ein patriotisches Werk. „Die Rückenbauten in Berlin“ heißt es. Es sind Bilder drin, zwei Groschen kostet es; rasende Geschäfte können Sie machen, alle Welt will es haben, rasende Geschäfte. . .“ Er sprach in einemfort. Bücher verkaufen also. Der andre lächelte auf, aber ganz für sich. Bücher verkaufen und solche! Als ob die einer nahm! Wenn's noch 'n Schauerroman gewesen wäre! Er stützte sich auf den Tisch: also nichts — auch wieder nichts! Es war ihm als würde etwas in ihm zusammen. Er stammelte: „Wenn, wenn — Sie mir wenigstens was Festes geben könnten, 'n paar Mark die Woche, nur daß man weiß —“

„Was?“ Der Dicke fiel ihm ins Wort: „Festes! Aee! Festes giebt's nicht! Ist auch nicht nötig! Sie verdienen doch genug! So, und da haben Sie 'n Stoß feste. Nu mal los, sagen Sie Ihre Wohnung. Sie sollen seihen: drei Mark haben Sie wenigstens 'n Tag. Na, Sie wollen wohl nicht?“

Der Mann zögerte: „Ich — ich — so ganz aufs Ungewisse — man müßte doch laufen den ganzen Tag, durch alle Häuser — man müßte —“

„Ach und das ist Ihnen wohl zu viel?“ Der Dicke schrie: „Ach und das wollen Sie wohl nicht? Was stehen Sie denn überhaupt hier und halten mich auf? Denken Sie, ich habe Zeit, hier jeden Tag mit fünfzig Mann rumzuquasseln? Was kommt Ihr'n alle her,“

wenn Ihr nichts thun wollt? Faule Vande seid Ihr, thun wollt Ihr nichts, aber Euch aufspielen als Arbeitslose! Faule Vande, faule Vande! —“

Astronomisches.

— Während der jüngsten Opposition des Planeten Mars sind von dem französischen Astronomen Flammarion interessante Beobachtungen auf der Sternwarte Juvisy erlangt worden. Vom 23. Oktober 1900 bis 6. Juli 1901 sind die zahlreichen Oberflächengebilde des Schwesterplaneten von unserer Erde fortlaufend kontrolliert worden. Die Ergebnisse sind in zwei großen Marskarten niedergelegt, von denen die eine die Nordhalbkugel des Planeten in Merktorprojektion darstellt, die zweite die Zone von 80 Grad nördlicher bis 50 Grad südlicher Declination, ebenfalls in Merktorprojektion. Außerdem geben besondere Tafeln die beobachteten Veränderungen an der Saucer- und Eispolargegend des Planeten wieder. Während der Sommer-sollt hatte diese, bei einer früheren Erdnähe des Planeten gänzlich abgeschmolzene Polarzone einen Durchmesser von 20 Grad. Es wurde auf der Nordhemisphäre ein dunkler Schattenzug beobachtet, der sich vom Pol bis zum 45. Breitengrade hinzo und gegen Süden durch die Region der Kanäle begrenzt war. Von den rätselhaften Marskanälen wurden 50 beobachtet, von denen 46 mit den von Schiaparelli bei früheren Annäherungen des Mars kartographierten übereinstimmen, ein weiterer findet sich auch auf der Liste der von Dr. Cerulli beobachteten. Nur drei Kanäle wurden doppelt gesehen, während diese Verdoppelungen bei früheren Erscheinungen viel zahlreicher vorhanden waren. Am auffälligsten waren Cerberus und Corvus, sie waren ohne Schwierigkeit zu sehen. Ein früher einfach erdienenener bekannter Kanal, der Styx, wurde diesmal als doppelt entdekt, doch erschienen die beiden Komponenten nicht scharf begrenzt. —

Humoristisches.

— Unverfroren. „Sie, diese Butter schmeckt aber ganz nach Margarine!“

„Ja, seit die Kuh in der Stadt bei der Ausstellung war, hat 't lauter solche städtische Manier'n!“ —

— Lakonisch. Braut (auf dem Wege zum Standesamt): „Bist Du gekaft?“
Bräutigam: „Auf alle!“

— Am Salzsee. Amerikaner: „Was haben Sie vor?“
Photograph: „Bill bloß rasch Mormonen-Monument-Momentaufnahme machen!“ —

(„Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Die Nobelpreise sind zur Verteilung gelangt: In den Friedenspreis teilen sich Henry Dunant, der Gründer des „Rotes Kreuzes“ und Frédéric Passy, der Vorseher der Friedensliga. Der Literaturpreis wurde dem französischen Dichter Sully-Prudhomme, der wissenschaftliche Preis den Gelehrten Behring (dem Entdecker des Diphtherie-Serums), Kuntzen und van t'Hoff (Chemiker der Berliner Universität) zuerkannt. —

— Paul Meyers Märchenbuch für Große „Untern Regenbogen“ ist jetzt in einer neuen Ausgabe mit Buchschmuck von Arthur Mayka bei Schuster u. Loeffler erschienen. —

— Ibjens „Volksfeind“ ist ins Japanische überetzt worden. —

— Grillparzers „Jüdin von Toledo“ geht Montag neu einstudiert und größtenteils neu besetzt im Deutschen Theater in Scene. —

— Sudermanns „Heimat“ geht Donnerstag neu einstudiert im Lessing-Theater in Scene. Wilma Fling vom Breslauer Stadt-Theater spielt die Magda. —

— Die „Berliner Scala“ (Ludauerstr. 15) veranstaltet am 17. und 18. Dezember ihre ersten Vorstellungen vor geladenem Publikum. Zur Aufführung gelangen „Quitt“, ein Schauspiel von Paul Hiller und die Komödie „Närrische Welt“ von Otto Hinnerk. Karten sind bei der Direktion zu haben. —

— „Trinummus“ (Der Dreigroschentag), eine Komödie des römischen Satirikers Plautus, wurde, in der Kochschen Uebersetzung, bei einer Separatvorstellung für den württembergischen Goethebund, die im Stuttgarter Wilhelma-Theater stattfand, mit lebhaftem Beifall angenommen. —

— „Die Könige“, ein dramatisches Gedicht von Korfiz Holm, fand bei der Erstaufführung im Münchener Hof-Theater eine freundliche Aufnahme. —

— Gabriele d'Annunzios neues Drama „Francesca da Rimini“ wurde bei der Erstaufführung in Rom abgelehnt. —

— Einen Preis von 50000 Lire für die beste einaktige Oper hat der Mailänder Musikverleger Sonzogno ausgesetzt. Das gekrönte Werk soll während der Mailänder Ausstellung im Jahre 1904 aufgeführt werden. —